

BUCH ZWEI



Die Schauplätze heute

Für die Bilder zur Rekonstruktion ist unser Fotograf Jan A. Staiger in dieser Woche an die Orte der Krise gereist

Schwererer Verlauf

Drei Monate nur liegen zwischen einer kleinen Meldung aus China und einer tödlichen Pandemie. Drei Monate, in denen die deutsche Politik mit dem Virus ringt und Millionen Menschen ein neues Leben verordnet. Rekonstruktion eines Abwehrkampfes

„Sehr, sehr fern“

31. Dezember 2019. In den Weihnachtsferien, als man noch in Flugzeuge steigt, fliegt der Arzt Clemens Wendtner mit seiner Familie nach Israel. Er lässt den deutschen Winter hinter sich, mischt sich ins Gewusel der Altstadt von Jerusalem. Am Silvesterabend heißt es im Fernsehen, in China sei ein neues Virus aufgetaucht. Wendtner, ruhig und seriös, der Mund von einem feinen Lächeln umspielt, könnte auch der Doktor in einer Fernsehserie sein. Er ist Chefarzt am Klinikum Schwabing in München, das spezialisiert ist auf Infektionen. Wenn einer nun alarmiert sein müsste, dann er. Aber Wendtner ist noch tief berührt vom Besuch der Gedenkstätte Yad Vashem, und er freut sich auf das Silvesteressen im Hotel. „Ich habe das als sehr, sehr fern zur Kenntnis genommen“, sagt er heute.

Erst vier Wochen später wird er verstehen, dass dieses Virus ein neuer, geradezu heimtückischer Feind ist. Wendtner wird einer der Ersten in Deutschland sein, die sich diesem Feind stellen müssen.

VON HANNO CHARISIUS, ROMAN DEININGER, LEA DEUBER, JENS FLOTTAU, NICO FRIED, THOMAS FROMM, CHRISTOPH GIESEN, MARKUS GRILL, ANTONIUS KEMPMANN, CAMILLA KOHRS, KRISTIANA LUDWIG, GEORG MASCOLO, JOHANN OSEL, KLAUS OTT, NICOLAS RICHTER, LISA SCHNELL, JANA STEGEMANN UND CHRISTIAN WERNICKE

In Berlin-Wedding ist es nicht mehr lange bis Mitternacht, aber im Robert-Koch-Institut (RKI), der Bundesbehörde für Krankheitsüberwachung, sind einige Experten noch beschäftigt. Seit Tagen hören sie Gerüchte, wonach in China eine „Lungenentzündung mit unbekannter Ursache“ ausgebrochen sei. Nun, in den letzten Stunden des Jahres, erhalten sie neue Hinweise. Erste Patienten kommen angeblich vom Fischmarkt in Wuhan. Eine Therapie mit Antibiotika habe nicht geholfen.

In dieser Nacht beginnt ein neues Jahrzehnt. Die Krisen scheinen zunächst die alten zu sein. Australiens Wälder brennen, im Nahen Osten droht neuer Krieg. Und in Deutschland? Von Krise keine Spur. In Bayern denkt man an die Skiferien, im Rheinland an den Karneval, und in Berlin höchstens an die Frage, wie lange die große Koalition noch hält.

In der chinesischen Elf-Millionen-Stadt Wuhan sind immer mehr Menschen krank. Sie klagen über trockenen Husten, Fieber, Atemnot. In der zweiten Januarwoche teilen chinesische Forscher mit, was die Beschwerden verursacht: ein neues Virus. Es ist eine aggressivere Spielart der altbekanntesten Coronaviren, die so heißen, weil ihre Oberfläche an eine Krone erinnert. In Asien, wo man in den vergangenen Jahrzehnten einige Epidemien durchlebt hat, lösen die Nachrichten Schutzreflexe aus. Taiwan ordnet sofort Kontrollen für Reisende aus Wuhan an.

Markus Söder hört Mitte Januar zum ersten Mal von dem Problem. Er ist seit bald zwei Jahren Bayerns Ministerpräsident, und er vermittelt wieder einmal das Gefühl, dass er mit seinem Job nicht ganz ausgelastet ist. Söder sieht eine Reportage über ein mysteriöses Virus, das in Wuhan die Krankenhäuser überfordert. „Corona?“, fragt einer in Söders Umgebung, „ist das nicht ein Bier?“

Heute weiß man, dass es Auslöser einer Pandemie ist, einer globalen Katastrophe. Ende April 2020 ist Deutschland ein verändertes, ein geschlagenes Land. Das Coronavirus hat mehr als 5000 Menschenleben gekostet, aber es hat den Deutschen auch andere Dinge genommen, die ihnen lieb und teuer waren: Urlaubsflüge, Besuche bei den Großeltern, Bierfeste, Fußballspiele, Gottesdienste. Und nicht zuletzt die Grundpfeiler des deutschen Selbstverständnisses: Sicherheit und Berechenbarkeit.

Ein Team aus Reporterinnen und Reportern der Süddeutschen Zeitung hat nun Schlüsselmomente aus den ersten drei Monaten dieser historischen Krise rekonstruiert. Es ist die Chronik einer Zeit, in der Politiker ohne gesicherte Erkenntnisse fast wie im Blindflug Entscheidungen fällen, die Gesundheit, Leben und Vermögen von Millionen Menschen betreffen. „Wie im Katastrophenfilm, nur ohne Popcorn“, sagt jemand aus dem Berliner Krisenstab.

Deutschland kommt anfangs besser durch diese Krise als viele Nachbarn, obwohl es auch nicht gerade gut gerüstet ist: die Kliniken unter Sparzwang, die Lager für Schutzmasken leer. Auch in Deutschland hat man Pandemien bislang vor allem für ein Problem ärmerer Länder gehalten.

Ungläubig taumelt die Republik in den Ausnahmezustand. Viele unterschätzen das Virus oder hoffen, es wird einfach in China bleiben. Viele wehren sich gegen den Gedanken, dass ihr gewohntes, unbeschwertes Leben erst einmal vorbei ist. Dass sie nun zwischen Freiheit und Sicherheit wählen müssen.

Anders als China lässt sich Deutschland Monate Zeit, bevor es das öffentliche Leben einschränkt, Quarantäne für Einreisende verordnet oder eine Maskenpflicht verhängt. Trotzdem bleibt dem Land wenigstens der Systemkollaps erspart, den Spanien oder Italien erleben müssen. Warum? Weil an mancher Wegscheidung die Richtung stimmt. Und auch, weil Deutschland einfach großes Glück hat.

„Bitte um kurze Besprechung“

6. Januar 2020. Im Robert-Koch-Institut wächst die Unruhe. Gerade hat die Weltgesundheitsorganisation (WHO) in Genf vor einer globalen Gesundheitsgefahr gewarnt. Frühmorgens schickt ein Verantwortlicher eine E-Mail an seine Mitarbeiter: „Bitte um kurze Besprechung in meinem Büro“.

Chef des RKI ist Lothar Wieler, ein gelernter Tierarzt. Der Mann mit dem grauen Bürstenschnitt und der randlosen Brille wird in den folgenden Wochen zu einer Art Schattenkanzler aufsteigen. Wieler ist Rheinländer, gibt sich nach außen aber als Mann von nahezu unerschütterlicher Ernsthaftigkeit. Fakten, Studien, Expertenrunden – das ist seine Welt.

Aus China erfährt er in diesen Tagen frustrierend wenig. Wieler behilft sich, indem er sich bei einem Studienfreund meldet, mit dem er manchmal rudert: Bruno Kahl, Chef des Bundesnachrichtendienstes. Kahl lässt seine Agenten nachhören, E-Mails aus dem Peking Apparat sichten. Ohne Ergebnis. Zwar weiß Chinas Führung mutmaßlich bereits, dass sich das neue Virus von Mensch zu Mensch überträgt. Chinas Staats- und Parteichef Xi Jinping informiert die Öffentlichkeit aber erst zwei Wochen später, am 20. Januar. Es ist eine Verzögerung, die ihm viele in Berlin nicht verzeihen werden.

Vorerst aber hält man Corona in der deutschen Politik für ein Problem Chinas. Einer aus der bayerischen Regierungskoalition von CSU und Freien Wählern sagt heute: „Ich hätte mir nie träumen lassen, dass wir in Bayern derart überrollt werden.“ Niemand kann sich vorstellen, dass eine Krankheit, die in China ausgebrochen ist, auch in Deutschland Bars schließt, Fließbänder stilllegt – und Menschen tötet. Anders als in Asien gibt es noch keine Folgen für den Flugverkehr. Bundesgesundheitsminister Jens Spahn sagt am 22. Januar: „Fiebermessungen an Flughäfen in Deutschland wären unverhältnismäßig.“ Viele Experten sehen eh nicht, was das bringen sollte.

Aber China ist näher, als alle glauben. Ein Forscher des RKI berechnet in diesen Tagen schon, wie wahrscheinlich es ist, dass ein Infizierter aus Wuhan in Deutschland landet. Das Ergebnis: sehr wahrscheinlich. Entscheidend sind in der modernen Welt nicht Entfernungen, sondern Flugrouten.

In der dritten Januarwoche findet beim Autozulieferer Webasto in der Nähe von München eine Schulung statt. Auch eine chinesische Mitarbeiterin nimmt teil. Webasto hat zehn Standorte in China, die größte Fabrik steht in Wuhan. Am 23. Januar fliegt die Frau wieder nach Hause. An Bord der Maschine fühlt sie sich krank.

„Okay, das können wir schaffen“

27. Januar. Das Münchner Tropeninstitut meldet sich bei Clemens Wendtner, dem Chefarzt im Klinikum Schwabing. Man habe da einen Mann mit Fieber, er sei Corona-positiv. Wendtner, für den das Thema an Silvester noch so fern war, sagt: „Gut, dann war klar, dass der Erreger auch nach Deutschland gekommen ist.“ Wendtner nimmt den Patienten auf seiner Infektionsstation auf. Der Mann arbeitet bei Webasto, er hat die Schulung mit der Kollegin aus China besucht.

► Fortsetzung nächste Seite



Abstand halten: Am Kabinettstisch wäre es zu eng in Zeiten von Corona. Die bayerische Staatsregierung tagt etwas luftiger im Kuppelsaal der Münchner Staatskanzlei (oben). Vor dem Büro des Ministerpräsidenten steht ein Desinfektionsspender (ganz links).

Clemens Wendtner (links), Chefarzt im Klinikum Schwabing in München, arbeitet an der Virusfront. Er hat schon Ende Januar die ersten Patienten in Deutschland behandelt.



Der Bürgertreff in Gangel, einer kleinen Gemeinde in Nordrhein-Westfalen: Hier fand am 15. Februar die Karnevalssitzung statt, bei der sich viele mit dem Virus infizierten.

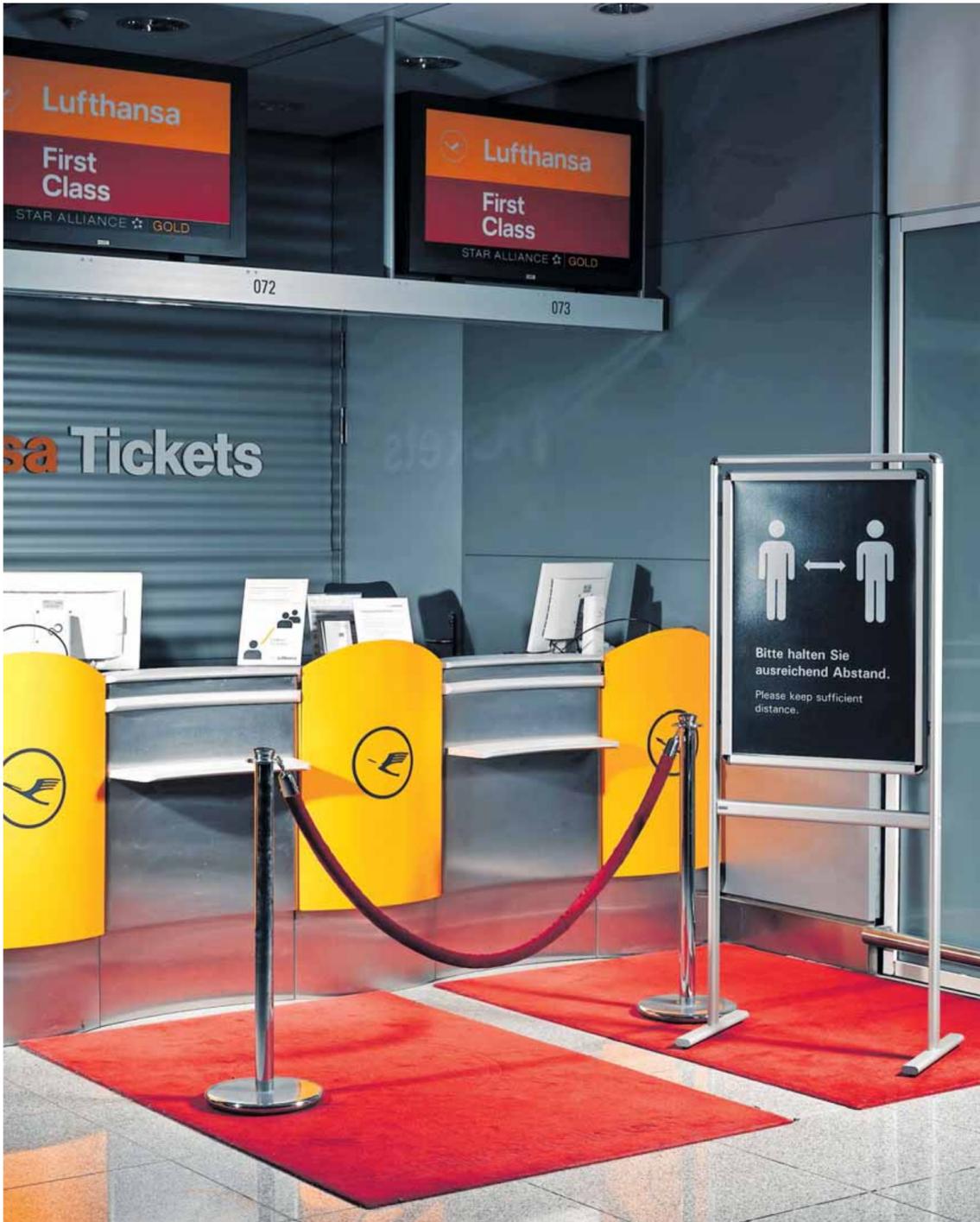


Die Welt ist zugesperrt, die Zukunft liegt im Dunkeln. Auch die Luft-hansa leidet massiv unter der Krise, die Maschinen müssen am Boden bleiben, hier am Flughafen München.



Roland Grillmeier (links) ist Bürgermeister von Mitterteich, dem Ort eines Corona-Ausbruchs in der Oberpfalz. Bundeskanzlerin Angela Merkel bestimmt mit ihren Auftritten die Schlagzeilen (ganz links).

Die Lufthansa-Schalter am Flughafen München sind verwaist (unten). Wann sie wieder öffnen? Der Konzern hat Krisenszenarien entwickelt – womöglich ist keines drastisch genug.



Fortsetzung von Seite 11

Wendtner und seine Oberärzte glauben jetzt: „Da rollt was auf uns zu.“ Sie ahnen nur noch nicht, was. „Das vorherrschende Gefühl war trotzdem: Okay, das können wir schaffen.“ Wendtner muss nun öfter vor viele Mikrofone treten. Er hat eigentlich immer gute Nachrichten. „Dem Patienten geht es sehr gut“, sagt er bei einer Pressekonferenz. „Er hat keine Luftnot, nicht mal Husten.“

So kommt es zu einem Missverständnis. Corona hat Deutschland erreicht, aber es wirkt harmlos, leicht zu beherrschen. Zwar hat sich das Virus bei Webasto schnell ausgebreitet – ein Mitarbeiter steckt sich wohl an, als ihm ein infizierter Kollege in der Kantine einen Salzstreuer reicht. Doch weil die Erkrankungen in allen 14 Fällen glimpflich verlaufen, wächst eine trügerische Erleichterung.

In den Münchner Kneipen gibt es nun einen beliebten Scherz. Wenn ein paar Gäste beim Rauchen vor der Tür stehen und einer hustet, sagt sehr verlässlich irgendwer: „Der arbeitet bei Webasto!“ Sogar am bayerischen Kabinettstisch kursieren Corona-Witze, unter anderem über den stellvertretenden Ministerpräsidenten Hubert Aiwanger von den Freien Wählern, der gerade erkältet ist.

In China riegeln die Behörden in diesen Tagen erst die Stadt Wuhan und dann die gesamte Provinz Hubei ab. Außerdem ordnen sie an, zwei Krankenhäuser aus Fertigbauteilen zu errichten. Die Luft-hansa stellt Ende Januar alle Flüge nach China ein, mit Ausnahme von Hongkong. Wenn sich in Deutschland überhaupt jemand für Corona interessiert, denkt er an Asien.

An Italien denkt niemand.

Eine Krankheit wie ein Geist

1. Februar. Eine Sondermaschine der Bundeswehr fliegt 102 Deutsche aus Wuhan aus. Es ist das erste Mal in der Corona-Krise, dass sich die Bundeskanzlerin einmischt. Gesundheitsminister Spahn plant, die Heimkehrer aus China 14 Tage in häusliche Quarantäne zu schicken. Angela Merkel geht das nicht weit genug, sie will alle zentral unterbringen. Die Passagiere kommen in eine Kaserne in Rheinland-Pfalz, zwei Infizierte direkt ins Krankenhaus. Wären die beiden erst mal heimgefahren, wären die Folgen unabsehbar gewesen. Merkel will dem Land so viel Zeit wie möglich erkaufen, bis das Virus mit voller Wucht einschlägt.

Sechs Wochen später, in ihrer ersten Corona-Pressekonferenz mit Spahn, antwortet Merkel auf die Frage, ob sie nicht früher hätte eingreifen sollen: „Ich würde sagen, der Bundesgesundheitsminister weiß, dass ich mich nicht erst heute um die Sache kümmere.“

Merkel hat schon die Finanz-, Schulden- und Flüchtlingskrise hinter sich. In aller Welt schätzt man ihre Ruhe, Entschlossenheit, Routine. Jetzt, gegen Ende ihrer Kanzlerschaft, beginnt für sie die nächste große Krise. Es ist die größte bisher. Die Kanzlerin, selbst promovierte Naturwissenschaftlerin, hat früh den Kontakt zu Experten gesucht. Sie versucht in solchen Situationen stets, sich ein eigenes Bild zu machen, um nicht allein von dem abhängig zu sein, was ihr der Apparat vorlegt. Autonomie verschafft ihr Autorität. „Sie führt ihr eigenes Labor“, sagt ein altgedienter Bundesminister.

Der Münchner Arzt Clemens Wendtner wertet die Daten der infizierten Webasto-Mitarbeiter aus, so ist es üblich, wenn ein neues Virus auftaucht. Wendtner zieht dafür einen weiteren Experten hinzu, einen Berliner Virologen, dessen Namen bald das ganze Land kennen wird: Christian Drosten. Am 2. Februar kommen die beiden zu Ergebnissen. Sie sind schockiert. Das neue Virus ist in tausendfach höherer Konzentration im Rachenraum nachweisbar als das alte Sars-Virus, das erstmals 2002 in China beobachtet wurde.

Wendtner und Drosten gehen sofort an die Öffentlichkeit. Das Virus sei absolut gefährlich, erklären sie: Es vermehre sich sehr stark; es setze sich in den oberen Atemwegen fest, wo es leicht in die Umwelt gelange; und viele Infizierte zeigten überhaupt keine Symptome.

Eine Krankheit wie ein Geist. Anfang Februar reist Jörg Wuttke, Chef der Europäischen Handelskammer in Peking, nach Europa. Er hat in Brüssel zu tun. Im Flugzeug, erinnert er sich, tragen fast alle Passagiere Masken, so wie das in China üblich ist. Als er in Brüssel aus dem Flieger steigt, nimmt er die Maske schnell ab. Wer in Europa eine Maske trägt, wird schief angeschaut. „Für das Virus hat sich in Europa niemand richtig interessiert. Rückblickend war das eine krasse Naivität“, sagt er.

Hände weg

13. Februar. Die Münchner Sicherheitskonferenz steht bevor. Die chinesische Botschaft fragt im Kanzleramt an, ob Chinas Außenminister Wang Yi dort die Kanzlerin treffen kann. Merkel erklärt sich bereit, lässt aber mitteilen, dass sie dem Außenminister wegen der Corona-Prävention zur Begrüßung nicht die Hand geben werde. Im Kanzleramt sorgt man sich, wie die andere Seite darauf reagieren wird. China ist bei der Abweichung von diplomatischen Gepflogenheiten sehr empfindlich. Dann die Antwort aus der Botschaft: Kein Problem, man gebe selbst schon länger nicht mehr die Hand.

Bei der Sicherheitskonferenz bekunden dann einige Teilnehmer höfliches Interesse für Pandemien. Die meisten aber machen keinen Hehl daraus, dass die gefährlichsten Viren für sie Computerviren sind.

„Ich staune noch heute“

15. Februar. In Nordrhein-Westfalen strebt die Karnevalssaison ihrem Höhepunkt entgegen. In Gangelt, einer Sammelgemeinde aus 19 Dörfern an der niederländischen Grenze, Kreis Heinsberg, findet im Bürgertreff die „Kappensitzung“ der Karnevalsgesellschaft „Langbröcker Dicke Flaa“ statt. Die „Dorfspatzen“ singen, die „Teufelskerle“ tanzen, die Besucher schunkeln. Genau die feucht-fröhliche Stimmung, in der das Virus leicht überspringt.

Zehn Tage später hört Bernhard Tholen, der Bürgermeister von Gangelt, dass es in Nordrhein-Westfalen zwei Infizierte gibt. Exakt um 23.08 Uhr dringt Corona dann in seine Welt ein. Auf seinem Handy leuchtet eine SMS aus dem Landkreis auf: „Die Infizierten kommen aus der Gemeinde Gangelt.“ Die Behörden reagieren sofort, schon am nächsten Morgen, Aschermittwoch, bleiben Schulen und Kitas im Kreis geschlossen. „Ich staune noch heute,

wie das geklappt hat“, sagt Tholen. So geht es vielen in Deutschland: Bei allen Fehlern im Krisenmanagement sehen die Bürger, dass ihr Staat funktioniert. Bei gar nicht wenigen war zuletzt Misstrauen in diese Republik gewachsen. In den dunkelsten Stunden wächst nun neues Vertrauen.

In Gangelt gehen alle Teilnehmer der „Kappensitzung“ in freiwillige Quarantäne. Später zeigt eine erste Erhebung der Uni Bonn, dass sich 15 Prozent der Bevölkerung im Kreis Heinsberg angesteckt haben, fast 2000 Menschen allein in Gangelt. Hätte man da nicht den ganzen Kreis unter Quarantäne stellen müssen, 250 000 Leute? „So was machen wir hier nicht“, sagt der nordrhein-westfälische Gesundheitsminister Karl-Josef Laumann von der CDU heute. „Ganz einfach, weil wir ein anderes Menschenbild als China haben. Die Leute, die infiziert sind, sind kranke Menschen – keine Aussätzigen.“

„Wenn man es löscht, ist es vorbei“

Ende Februar. Überall im Land holen nun Bürgermeisterinnen und Landräte die Pandemie-Pläne aus den Schubladen. Viele lesen die schreckenerregenden Szenarien zum ersten Mal. In vielen Behörden stellt man fest, dass man Schutzmasken und Schutzkleidung nicht eingelagert hat, obwohl man es hätte tun sollen. Ein bayerischer Landrat sagt: Noch vor ein paar Monaten hätte man jemanden, der solche Lücken anmahnt, wahrscheinlich für einen pedantischen Bedenkenträger gehalten.

Webasto-Chef Holger Engelmann muss sich in diesen Tagen oft ärgern, weil seine Mitarbeiter bei Geschäftskontakten ausgegrenzt werden. Auch deren Kinder trifft es, in der Schule oder im Verein. Manche, sagt er heute, hätten wohl gedacht, „Corona wäre ein lokales Webasto-Problem“. Das erklärt aus seiner Sicht auch, warum viele Länder es lange nicht für nötig hielten, sich zu rüsten. Zum Beispiel die USA, die sich – geht es nach ihrem Präsidenten Donald Trump – praktisch unverwundbar fühlen dürfen.

Trotz der alarmierenden Testergebnisse hat Clemens Wendtner im Klinikum Schwabing das Gefühl, die Lage unter Kontrolle zu haben. Heute weiß er, dass es eine Illusion war zu glauben, „dass das ein kleines Feuer ist, und wenn man es löscht, ist es vorbei“. Wahrscheinlich, sagt er, hätte man schon damals sagen müssen: „Okay, prinzipiell ist Covid-19 in Deutschland angekommen. Jetzt muss man den Karneval im Rheinland absagen und die Skiferien, und die Leute unter Hausarrest setzen.“ Aber es sagt niemand. Und es hätte wohl auch niemand akzeptiert. „Mitte Februar war man noch nicht so weit, das zu erkennen. Weder Politiker noch Ärzte haben gedacht, dass es uns jetzt davonläuft.“

Es ist sogar so ruhig, dass Clemens Wendtner zum Skifahren in die Schweiz reist. Es sind Faschingsferien in Bayern. Am Samstag, den 22. Februar, machen sich Tausende Menschen zum Skifahren auf, nach Tirol in Österreich und nach Südtirol in Italien. Eine verhängnisvolle Woche nimmt ihren Lauf.

79 nachgewiesene Infizierte gibt es zu diesem Zeitpunkt in Italien, das klingt noch nicht dramatisch. Doch in der Lombardei, die an Südtirol grenzt, spitzt sich die Lage noch an jenem Samstag zu: Die Regierung sperrt mehrere Städte ab.

Es ist eine Zäsur für viele Politiker in Deutschland, zumal in Bayern. Italien ist so nah. Die Frau von Ministerpräsident Söder, Karin Baumüller-Söder, erzählt ihrem Mann von einem Bekannten, der nach Venedig gefahren ist und sie hinterher gefragt hat: Kann man schon machen, oder? Markus Söder, der mal bayerischer Gesundheitsminister war, findet das unmöglich. Ihn beschleicht ein „sehr mulmiges Gefühl“, erzählt er später.

Gesundheitsminister Spahn sagt: „Corona ist als Epidemie in Europa angekommen.“ Viele Politiker ahnen, dass man dieser Krise nur mit drastischen Maßnahmen beikommen kann. Es wird aber noch eine ganze Weile vergehen, bis sie die ergreifen.

„Das müssen wir absagen“

Der Chefarzt muss in die Klinik zurück. Neue Patienten sind da

27. Februar. Innenminister Horst Seehofer und Gesundheitsminister Jens Spahn sollen gemeinsam vor die Presse treten. Kurz vorher treffen sie sich mit ihren Beamten in einem Nebenraum im Haus der Bundespressekonferenz. Eine harte Entscheidung steht an, die erste von vielen. Es geht um die Internationale Tourismusmesse ITB, zu der mehr als 160 000 Besucher aus 180 Ländern erwartet werden. Dort werden nicht nur Milliarden-geschäfte gemacht. Die ITB steht auch für Fernweh und eine Welt, die immer näher zusammenrückt.

Seehofer hat als Bundesgesundheitsminister in den Neunzigerjahren etliche Krisen durchlebt: Vogelgrippe, Schweinepest, Rinderwahn. Aber auch persönliche Krisen, ein Virus hat ihn beinahe das Leben gekostet. „Nicht schon wieder“, stöhnt er, als er vom Coronavirus erfährt. Seine Meinung zur ITB ist klar. „Das müssen wir absagen“, sagt er. Ein Beamter aus dem Gesundheitsministerium verweist darauf, dass doch nur ganz wenige Messebesucher aus China stammen würden. Seehofer antwortet: „So können nur Leute reden, die keine politische Verantwortung tragen.“

Wenig später wird die ITB abgesagt. Weiterhin aber starten und landen Flugzeuge in Deutschland. Die Bundesregierung führt „Aussteigekarten“ ein für Passagiere aus Risikogebieten. In Frankfurt, dem größten deutschen Flughafen, stapeln sich Tausende dieser Formulare, aber sie werden kaum je ausgewertet. Bald wird die Idee wieder verworfen.

„Die Spuren verwischen“

1. März. Im Süden gehen die Skiferien zu Ende, der Münchner Chefarzt Wendtner hört in der Schweiz die italienischen Nachrichten. Die Lage wird immer ernster. Und trotzdem sagt sich Wendtner, dass da ja noch hohe Berge liegen zwischen Italien und Deutschland. Es ist die gleiche Hoffnung, die so viele Deutsche seit Wochen in sich tragen – dass es hier nicht so schlimm wird, dass es immer noch eine letzte Verteidigungslinie gibt. Aber es gibt keine mehr.

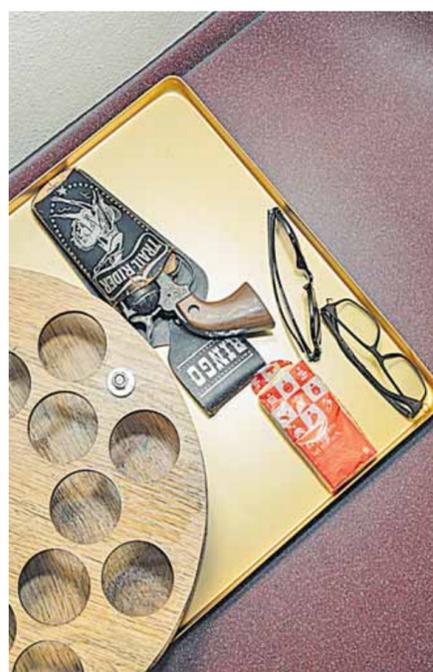
Wendtner beschließt, „dass es Zeit wird, die Koffer zu packen und wieder nach München zu fahren“. Seine Klinik in Schwabing hat neue Covid-19-Patienten aufgenommen. Einige waren in Italien. Andere waren in Österreich, viele davon in St. Anton und Ischgl. Die Leute haben beim Après-Ski gefeiert, saßen mit Fremden in engen Gondeln. Aus Sicht von Virologen ein Alptraum. „Ich kam mit dem Gefühl



Markus Söder (oben), Bayerns Ministerpräsident, in seinem Büro in der Münchner Staatskanzlei. Neben ihm griffbereit auf dem Schreibtisch: ein Fläschchen Desinfektionsmittel.



Was von der „Kappensitzung“ übrig blieb: Impressionen aus dem Bürgertreff in Gangelst, wo eine Karnevalsitzung die Ausbreitung des Coronavirus beschleunigt hat.



zurück nach München, das kriegen wir schon wieder hin“, sagt Wendtner. „Aber dann wurde langsam klar, dass die Spuren verwischen und die Eindämmung wie bei Webasto nicht mehr funktioniert.“ Die Welle hat Deutschland jetzt voll erfasst.

„Da macht man keine Witze“

Anfang März. In Bayern steht der Schulbeginn bevor, am 2. März kehren Tausende Kinder und Jugendliche, die gerade aus Tirol oder Südtirol heimgekommen sind, in die Klassenzimmer zurück. Im bayerischen Kabinett machen einzelne Minister noch immer Corona-Witze. Markus Söder, den Vertraute als Hypochonder beschreiben, weist sie zurecht. „Da macht man keine Witze“, sagt er. In seiner Münchner Wohnung lässt Söder neue Videotechnik installieren – für den Fall, dass er selbst erkrankt und Bayern vom Wohnzimmer aus regieren muss.

Söder hat seinen Ministern schon einige Tage zuvor empfohlen, aufs Händeschütteln zu verzichten. Es dauert, bis sich die Damen und Herren daran gewöhnen. Bei einem Treffen in Hof begrüßt der sächsische Amtskollege Michael Kretschmer Söder mit ausgestreckter Hand. Söder schüttelt den Kopf.

Was also tun angesichts der vielen Schülerinnen und Schüler, die in Risikogebieten im Urlaub waren? Schulschließungen sind kein Thema. Söder sagt heute: „Hätten wir das damals beschlossen, hätte es die Bevölkerung nicht verstanden und nicht akzeptiert.“ Das ist der Doppelschritt für Politiker in Corona-Zeiten: Sie müssen selbst zu einer Einsicht kommen. Und dann müssen sie die Einsicht den Menschen vermitteln. Müssen warnen vor einer Gefahr, die man nicht sieht, nicht schmeckt, nicht spürt.

Spätabends liest Söder oft Bürgerpost. Viele Mails und Briefe von Eltern sind dabei. Die einen schreiben, es sei doch Wahnsinn, wenn Kinder in die Schule dürften, obwohl sie in Südtirol im Urlaub waren. Die anderen schreiben, es sei doch Wahnsinn, wenn Kinder nicht in die Schule dürften, nur weil sie in Südtirol im Urlaub waren.

Am 7. März beschließt die bayerische Staatsregierung, all jene, die in Risikogebieten waren, doch aus den Schulen zu holen. Im Kultusministerium gibt es Diskussionen darüber, wie man dann mit jenen umgeht, die nach dem Toskana-Urlaub durch die krisengeplagte Lombardei gefahren sind. Am Ende entscheidet man: Wenn einer nur an einer Tankstelle in der Lombardei gezahlt hat, war er nicht im Risikogebiet; wenn er in der zugehörigen Raststätte war, hingegen schon.

„Keine Zeit zu sterben“

3. März. In diesen trüben Wochen gibt es für Carsten Spohr wenigstens einen Lichtblick. Spohr, früher Airbus-Pilot, jetzt Vorstandschef der Lufthansa, hat für seine Frau und sich Tickets besorgt für die Deutschland-Premiere des neuen James-Bond-Films. Der Titel „Keine Zeit zu sterben“ passt zwar nicht so in die Zeit, aber Spohr steht eben auf Bond.

In der Corona-Krise ist er bereits ein Getriebener. Vor gut zwei Wochen haben die Sicherheitsexperten der Lufthansa beschlossen, aus Sorge um Personal und Passagiere alle China-Flüge zu stoppen. Auf so etwas hat nicht mal der Chef Einfluss. Spohr hofft aber durchaus noch, dass sein Konzern gestärkt aus dieser hoffentlich kurzen Krise hervorgeht.

Dann ruft ein Freund an: Die Bond-Premiere falle aus, wegen Corona. „Das hat bei mir etwas ausgelöst“, sagt Spohr. Ihm sei klar geworden, dass es nicht mehr nur um seine Branche ging, sondern „dass etwas auf uns zukommt, was die gesamte Gesellschaft und unsere Lebensweise verändern kann“.

Das wichtigste Thema

3. März. In der Düsseldorfer Staatskanzlei tagt das nordrhein-westfälische Kabinett. Auf der Agenda: Fußball. Genauer: die Frage, ob das Schlagerspiel Borussia Mönchengladbach gegen Borussia Dortmund stattfinden soll. Fußball sei im Westen eben ein ganz besonderes Thema, sagt heute Gesundheitsminister Karl-Josef Laumann. Vielleicht sogar das wichtigste. Niemand im Kabinett hält es damals für möglich, ein Bundesligaspiel abzusagen. Man habe sich gesagt, erinnert sich Laumann, dass Stadien ja keine geschlossenen Säle seien, sondern offen, also in Ordnung. „Aus heutiger Sicht war das natürlich Quatsch“, sagt Laumann.

Überall klammern sich Bürger wie Politiker an jedes Argument, um weiterleben zu können wie gewohnt. Und niemand will die schlechte Nachricht überbringen. „Wir haben uns da ein bisschen rausgedet“, sagt Laumann, weil die Entscheidung formal bei den Städten lag. „Wir haben gesagt: Wenn der Oberbürgermeister das Spiel zulässt, muss er es verantworten.“

Der Kreis Heinsberg mit der Gemeinde Gangelst und der „Kappensitzung“ gilt da bereits als Corona-Zone – und von dort ist es nicht weit nach Mönchengladbach ins Stadion. Am Mittwoch, den 4. März, empfangen Laumann und NRW-Innenminister Herbert Reul um 8 Uhr morgens den Gladbach-Präsidenten Rolf Königs. Sie beschließen, dass Fans aus Heinsberg fernbleiben sollen, dafür aber ihr Geld zurückkriegen – dazu Champions-League-Tickets.

Aber das Spiel ganz absagen? Das habe der Klubchef abgelehnt. „Die Borussia haben deutlich gemacht: Das könnt ihr nicht machen, das ist ein ganz wichtiges Spiel“, sagt Laumann.

Als am Samstag, dem 7. März, um 18.30 Uhr der Anpfiff ertönt, sind beinahe 54 000 Menschen im Borussia-Park. Unter den Fans sind auch etliche aus dem Krisen-Kreis Heinsberg; die eingefleischten Anhänger wollten offenkundig nicht zu Hause bleiben. Laumann sagt: „Rückblickend ist klar, wir hätten das Spiel verbieten sollen.“

Laumann zieht eine Lehre aus der Debatte über das Borussia-Spiel: „Wir können nicht Land für Land Spiele absagen, wir müssen ran ans Gesamtsystem Bundesliga.“ Seit Tagen macht er Druck auf Ministerpräsident Laschet: „Armin, das müsst ihr auf der Bundesebene mit der Kanzlerin berechnen.“ Laschet sieht es ein. Er tut sich mit Bundesgesundheitsminister Spahn zusammen, der keine weiteren Veranstaltungen mit mehr als tausend Teilnehmern zulassen will. Im Fernsehen sagt Laschet: „Großveranstaltungen haben natürlich die Neigung, dass da viel übertragen wird.“ Es ist der Anfang vom Ende. Für Karl-Josef Laumann ist dies eine hoch symbolische Episode dafür, wie in Gesellschaft und Politik die Erkenntnis langsam wachsen musste. „Es war ein Prozess.“ Eine Entwöhnung vom Alltag.

Die letzte Partie in der Bundesliga findet drei Tage später statt, es ist das erste Spiel ohne Publikum. Mönchengladbach gegen Köln, ohne Zuschauer im Stadion. Draußen vor den Toren drängen sich Hunderte Fans ohne Mindestabstand.

„Ein demokratisches Virus“

4. März. Lothar Wieler, der Präsident des Robert-Koch-Instituts, kommt in die Kabinettsitzung, um die Bundesregierung zu informieren. Wieler sagt, Corona könne jeden treffen, ob arm oder reich, jung oder alt. Es sei nicht auf eine Region beschränkt, wie Ebola. Es sei „ein demokratisches Virus“.

Wieler gibt fundierte, präzise Auskünfte. Seine Pressekonferenzen in einem Hörsaal sind ein Ritual der Beständigkeit: Bevor er beginnt, sitzt er stets schon eine Weile an seinem Pult und schweigt. Er fängt um 10 Uhr an und keine Sekunde eher.

Wieler sagt, er fürchte sich weniger davor, falsch zu liegen. „Eher fürchte ich, dass die Politik unsere Empfehlungen nicht ernst nimmt.“ Aber in Berlin trifft Wieler auf gute Bedingungen. Auf die Kanzlerin mit ihrem naturwissenschaftlichen Blick. Auf Kanzleramtschef Helge Braun, einen Mediziner. Auf Vizekanzler Scholz, der seit der Finanzkrise weiß, wie sich schwankender Boden anfühlt. Auf Gesundheitsminister Spahn, der weniger erfahren ist, aber hartnäckig versucht, nichts falsch zu machen.

Und es kommen andere günstige Umstände hinzu. Der Fall Webasto hat den Experten viel Zeit geschenkt. Anders als in Italien, wo man Corona erst entdeckte, als die Ersten starben. „Wir haben viel gelernt, was man aus China nicht erfahren konnte“, sagt Wieler. „Das war ein großes Glück.“

Wielers Referat im Kabinett hinterlässt Eindruck. Als er fertig ist, schweigt die Ministerrunde betreten. „Ich war extrem glücklich, mit welcher Ernsthaftigkeit und Besorgnis die Anwesenden zugehört haben“, sagt Wieler heute. „Es ist eine Stärke unserer Gesellschaft, dass wissenschaftliche Expertise gehört wird.“ Das ist nicht überall auf der Welt so. Populisten reden oft abfällig über Forscher, gerade in den USA wird das vielen zum Verhängnis. Dass man in Deutschland auf Wieler hört, heißt allerdings nicht, dass ihm alle zustimmen. Manche halten ihn für zu rigoros. Wieler sagt, gerade am Anfang müsse man eben sehr vorsichtig sein: „Es ist ein neues Virus, eine große Unbekannte.“

Lothar Wielers größte Sorge ist: Wird die Politik auf ihn hören?

„Schatzi, schenk mir ein Foto“

7. März. Überall in Deutschland häufen sich nun die schwierigen Entscheidungen. In Mitterteich in der Oberpfalz, 6600 Einwohner, nahe der tschechischen Grenze, fragen die Gemeinde und der Burschenverein Concordia 1894 beim staatlichen Gesundheitsamt nach:

Kann das traditionelle Starkbierfest am Samstag steigen? 1000 Besucher in einer Mehrzweckhalle? Das Gesundheitsamt, sagt der Burschenverein heute, habe grünes Licht gegeben. Also zapft Bürgermeister Roland Grillmeier von der CSU am Abend das erste Fass „Stüffikus“ an. Die Band spielt „Schatzi, schenk mir ein Foto“. Auf den Toiletten stehen Desinfektionsspender, immerhin.

Zwei Wochen später redet man in ganz Deutschland über das Starkbierfest in Mitterteich. Das Coronavirus hat sich in der Gemeinde so schnell verbreitet, dass dort die erste Ausgangssperre in Bayern verhängt wird. Auf Facebook ätzen die Leute, wie man nur so dumm sein konnte, das Fest nicht abzusagen. Roland Grillmeier, der inzwischen zum Landrat von Tirschenreuth gewählt wurde, ärgert das. Am gleichen Abend hat Vizeministerpräsident Aiwanger in Ismaning erklärt, Starkbier sei der natürliche Feind des Coronavirus. Am Tag danach spielte der FC Bayern gegen Augsburg, vor 75 000 Zuschauern. Und ausgerechnet ein Starkbierfest in Mitterteich soll eine „Virenschleuder“ sein?

Corona, das ist in Deutschland jetzt auch eine Anklage. Irgendwer muss doch etwas falsch gemacht haben. Oder?

Zehn Personen dürfen zur Beisetzung kommen. Und keine mehr

Todesanzeigen aus der Region beanspruchen nun zuweilen mehrere Doppelseiten. Aber in der Not, sagt Grillmeier, zeige sich auch, dass alle zusammenhalten: Verbände, Vereine, Rotes Kreuz. Und wenn irgendwer unbedingt zurückblicken wolle, dann erlaube er sich eine Gegenfrage: „Wo warst du am 7. März?“ Und da komme nie als Antwort, dass jemand am Samstagabend ängstlich daheim gegessen sei.

Begräbnis in Gangelst

9. März. In Deutschland gibt es laut RKI nun 1139 bestätigte Corona-Infizierte. Jakob D. aus Gangelst, 78 Jahre alt, ist einer der ersten Corona-Toten im Land.

Wo genau sich der CDU-Ratsherr und leidenschaftliche Karnevalist angesteckt hat, weiß niemand. Bei der berüchtigten „Kappensitzung“ war er nicht – dafür einen Tag vorher bei einer „Warm-up-Party“. Mindestens vier von zehn Personen, die an jenem Abend an seinem Tisch saßen, wurden später krank. An der Beisetzung von Jakob D. dürfen nur zehn Angehörige teilnehmen. Andere Trauernde müssen 50 Meter Abstand halten. Die Kirche bleibt verschlossen, zwei Söhne tragen die Urne hinüber zum Kolumbarium. Ein kurzes Gebet – das war’s.

Grenzfragen

11. März. Die Spitze des Bundesinnenministeriums hat am Abend RKI-Präsident Wieler und den Charité-Virologen Drosten zu Gast. Es geht auch um die Frage von Grenzkontrollen. Wieler ist skeptisch und argumentiert, dass sich das Virus bereits in Deutschland befinde. Minister Seebohn sagt, es gehe darum, zusätzliche Infizierte aus Staaten wie Italien abzuhalten. Drosten entgegnet, die Bundespolizisten wären sinnvoller eingesetzt, wenn sie Risikogruppen beim Einkaufen helfen würden. Seebohn ist ob des Widerspruchs ziemlich befremdet.

Was ist sinnvoll? Was ist übertrieben? Politiker müssen in diesen Monaten Entscheidungen treffen, um die sie niemand zu beneiden braucht.

Der erste Reflex ist nun oft: mehr Schließungen, mehr Verbote, mehr Kontrolle. In Regierungen, aber auch in Unternehmen kursieren Szenarien der Apokalypse. Wirtschaftsabsturz, Anarchie – für alles gibt es einen Plan. Bundestagspräsident Wolfgang Schäuble denkt über ein verkleinertes Notparlament nach. Viele Ideen werden geboren, und es ist wohl ein Glück, dass einige nie Wirklichkeit werden.

Fortsetzung nächste Seite



Social Distancing in der Bayerischen Staatskanzlei: Ministerpräsident Markus Söder spricht vor einer Kabinettsitzung mit seiner Amtschefin Karolina Gernbauer.



Ausgespielt und ausgezapft: Nach der „Kappensitzung“ ist Stille eingekehrt im Bürgertreff von Gangelt. Fast 2000 Menschen im Ort sollen sich mit Corona infiziert haben.



Fortsetzung von Seite 13

„Mir bleibt nichts anderes übrig“

12. März. In Berlin kommen die Ministerpräsidenten der Länder zusammen. Ihr Thema: Was soll mit den Schulen passieren? Am Morgen ist nur ein einziger der 16 Regierungschefs für eine Schließung: Markus Söder. Volker Bouffier aus Hessen sagt dem Vernehmen nach, die Schulen zusperrn, das wäre „irre“. Als die Runde am Nachmittag ins Kanzleramt umzieht, haben neben Bayern auch Baden-Württemberg, Niedersachsen und das Saarland angekündigt, notfalls allein voranzugehen. Es steht, wenn man so will, vier zu zwölf.

Jetzt geht es um den Föderalismus an sich: Natürlich trifft die Krise nicht alle Länder gleich, aber Einigkeit wäre trotzdem ein starkes Symbol.

In Anwesenheit von Angela Merkel kommt ein Gast in die Sitzung, den viele Ministerpräsidenten auf der Tagesordnung gar nicht bemerkt hatten: Christian Drosten, der Virologe, der Schulschließungen bislang nicht für nötig hielt. Drosten sagt, er habe eine neue Studie gelesen und müsse sich korrigieren: Die Schulen schließen, das mache Sinn. Einige Regierungschefs fühlen sich überrumpelt. Aber sie fügen sich nach und nach. Armin Laschet aus Nordrhein-Westfalen sagt: „Ich bin im Moment gegen das Schließen, aber mir bleibt dann gar nichts mehr anderes übrig.“

Die Politiker sollten einfach auf die Virologen hören, heißt es oft. Aber das ist gar nicht so einfach, weil auch die Virologen täglich dazulernen und ihre Einschätzungen ändern. Viele Wissenschaftler machen etwa anfangs Hoffnung, dass warme Witterung helfen wird, das Virus einzudämmen. Irgendwann schwenken fast alle um: Einen „Sommereffekt“ werde es nicht geben. Einen ähnlichen Meinungswandel gibt es zum Sinn von Schutzmasken. Söder sagt: „Kein Experte weiß es zu 100 Prozent. Am Ende kann niemand die Politik aus der Verantwortung lassen.“

„Ausnahmezustand“

13. März. Lufthansa-Chef Carsten Spohr erlebt den nächsten Tiefschlag. US-Präsident Trump verweigert EU-Bürgerinnen und -Bürgern fortan die Einreise. Damit haben sich Atlantikflüge erledigt. „Das war ein Schock“, sagt Spohr heute. „Es war klar, dass das für uns den Ausnahmezustand bedeutet.“ Schnell sind 150 Flugzeuge am Boden. Aber selbst da hofft Spohr noch, dass es im Sommer wieder ein USA-Geschäft geben wird.

Spohr weiß, dass der Staat wohl helfen wird, eine Pleite zu verhindern. Bund und Länder stellen gerade Hunderte Milliarden an Hilfen und Garantien bereit, um die Wirtschaft vor dem schlimmsten zu bewahren. Sogar Verstaatlichungen ist die Rede. Aber wie geht es dann weiter? Spohr befürchtet, dass die Airlines in den USA und China noch mehr Geld von ihren Regierungen bekommen. Wie kann die Lufthansa da wettbewerbsfähig bleiben?

Spohr hat seinen Arbeitsplatz von Frankfurt an den Münchner Flughafen verlegt, im ziemlich leeren Büro trägt er weiterhin eine Krawatte. Er wolle „in diesen außergewöhnlichen Zeiten ein Stück Normalität wahren“, sagt er. „Sonst fehlt irgendwann die Disziplin.“

Abends unterhält sich Spohr am Gartenzaun mit seinem Nachbarn. Es ist Clemens Wendtner, der Chefarzt am Klinikum Schwabing. Wendtner zufolge bietet ihm Spohr Hilfe an: Er habe 10 000 Stewards und Stewards, die nichts mehr zu tun hätten. Etliche von ihnen hätten eine Ausbildung als Krankenpfleger. Nach dem Germanwings-Absturz habe man bei der Lufthansa gelernt, mit Katastrophen umzugehen, „Krisen-Teams“ eingerichtet.

Offenbar sind viele, die mal Kranke gepflegt haben, irgendwann zur Lufthansa gegangen. Es war glamouröser, um die Welt zu fliegen, Rio, Hongkong, und es wurde besser bezahlt. Jetzt ist die Welt abgesperrt. Es gilt, sich zu Hause um die Kranken zu kümmern.

Shutdown

15. März. Im Kanzleramt tritt ein kleiner Kreis zusammen, der eine große Weiche stellen wird. Neben Merkel ist Vizekanzler Olaf Scholz da, Kanzleramtschef Braun, Innenminister Seehofer, Gesundheitsminister Spahn und RKI-Präsident Wieler. Die Zahl der Infizierten liegt um 15 Uhr bei 4838. Das Wachstum ist jetzt exponentiell. Lothar Wieler trägt vor, wie sich die Zahlen entwickeln könnten und welche Folgen das für die Krankenhäuser hätte.

Helge Braun ist Medizin-Informatiker, er zieht schnell seinen Schluss aus Wieters Rechenmodellen: Eine ungebremste Durchsuchung darf es in Deutschland nicht geben. Der Versuch, durch die Infektion von 60 bis 70 Prozent der Bevölkerung eine Herdenimmunität herzustellen, führt zum Kollaps des Gesundheitssystems – und zu vielen Toten.

Ein paar Tage später werden Bilder aus dem norditalienischen Bergamo die Welt erschüttern: Eine Kolonne von Militärtransportern verlässt in der Dunkelheit die Stadt. Die Soldaten bringen Dutzende Särge in benachbarte Provinzen.

Die Runde im Kanzleramt wird sich einig, einen Horror italienischen Maßstabs mit einer klaren Strategie zu verhindern: die Zahl der Infektionen so niedrig wie möglich zu halten, bis Medikamente und ein Impfstoff entwickelt sind. Das bedeutet: Shutdown in Deutschland. Die Bundespolizei wird nun doch an die Grenzen zu Frankreich, Österreich und der Schweiz geschickt.

Das Volk scheint jetzt zu spüren, wie ernst die Lage ist. Die Deutschen kaufen in dieser Woche dreimal so viel Toilettenpapier wie sonst.

Am 18. März wendet sich die Kanzlerin in einer Fernsehansprache an die Bürgerinnen und Bürger. „Es ist ernst“, sagt sie. Ernster als alles seit 1945. Sie kündigt an, dass sich die Deutschen nicht mehr völlig frei bewegen können. So deutlich hat Merkel noch nie zum Verzicht aufgefordert, schon gar nicht zum Verzicht auf Grundrechte. Sie weiß, wie hart das klingt. Deswegen wird sie persönlich. „Für jemanden wie mich, für die Reise- und Bewegungsfreiheit ein schwer erkämpftes Recht waren, sind solche Einschränkungen nur in der absoluten Notwendigkeit zu rechtfertigen“, sagt sie. Mehr Härte oder mehr Gelassenheit: Es sind die beiden Pole, zwischen denen Deutschland seit Wochen schwankt. Aber es setzen sich jetzt jene durch,

die Härte für notwendig halten. Die Naturwissenschaften führen jetzt das Land, auch gegen starke Bedenken. Die Autorin und Verfassungsrichterin Juli Zeh spricht von „Bestrafungstaktik“ und sagt, die Bevölkerung werde eingeschüchtert.

Karl-Josef Laumann, der Gesundheitsminister in NRW, wundert sich heute selbst über die Veränderung. Mitte März setzte er sich noch dafür ein, dass Kinder auf Spielplätze dürfen, er dachte an die Familien in den engen Wohnungen des Ruhrgebiets. „Dafür wurde ich dann verprügelt. Plötzlich konnten die Leute gar nicht genügend Verbote kriegen“, sagt er. „Es ging nach dem Motto: Wer hat noch eine Idee, was man schließen kann?“

Ist es eine neue Sehnsucht nach klaren Ansagen? Ist es die lähmende Angst vor Corona? Oder ist es schlicht die Bereitschaft, den Erkenntnissen der Wissenschaft zu folgen? Das müsste ja in einer Zeit, die oft postfaktisch genannt wird, gar nicht das Schlechteste sein.

Post vom Friseur

20. März. Markus Söder schläft oft schlecht in diesen Wochen, so wird er es später berichten. „Immer, wenn du denkst, jetzt könnte es laufen, taucht ein neues Problem auf.“ Die Kommunalwahl vor ein paar Tagen – durchziehen oder absagen? Er entschied sich fürs Durchziehen, trotz der Kritik. Es ging dann gefühlt etwas zu Ende an diesem umstrittenen Wahltag.

Am Morgen danach durften die Kinder in Bayern nicht mehr in die Schule. Eine neue Zeit hatte begonnen.

Und nun bricht schon wieder ein einschneidender Tag an. Söder wacht gegen halb fünf auf, mit einer Frage im Kopf, die größer kaum sein könnte: Freiheit oder Sicherheit? Kann man den Menschen Ausgangsbeschränkungen zumuten? Die 16 Ministerpräsidenten waren sich am Abend zuvor bei einer Telefonschleife nicht einig geworden. Man müsse noch zehn Tage die Lage beobachten, verlangten einige. Oder zumindest zwei, drei. Söder glaubt, dass man diese Zeit nicht mehr hat. Um 8 Uhr betritt er die Staatskanzlei, kurz darauf ruft er Angela Merkel an: „Ich mache das.“

Carsten Spohr trägt weiter Krawatte – ein Stück Normalität

Dass die Bürgerinnen und Bürger ohne triftigen Grund nicht mehr aus dem Haus dürfen – wer hätte das am Anfang dieses Jahres für möglich gehalten? Wer hätte das jemals für möglich gehalten?

Zwei Dinge, sagt Söder heute, müsse man irgendwie in Balance halten: „was wirksam, aber auch angemessen ist.“ Allen könne man es nie recht machen. Den Frisuren etwa. Die hätten ihm zuerst geschrieben: Wie lange müssen wir noch arbeiten? Jetzt, wo sie nicht mehr arbeiten müssten, schreiben sie: Wann dürfen wir endlich wieder ran?

Impfung für Merkel

20. März. Ein paar Stunden nachdem Angela Merkel Söders Anruf entgegengenommen hat, lässt sie sich von einem ihr vertrauten Arzt gegen Pneumokokken impfen. Der Arzt trägt Mundschutz und Handschuhe. Nur als er die Nadel ansetzt, kommt er der Kanzlerin näher, als er der Sicherheitsabstand von 1,5 Metern erlaubt. Merkel habe zumindest ihr Gesicht von ihm abgewendet, heißt es später.

Der wahre Schmerz wird noch kommen

21. März. In Bayern herrschen nun Ausgangsbeschränkungen, aber Flugpassagiere reisen weiter am Münchner Flughafen ein. Bei der Einreise stellt man ihnen nicht eine einzige Frage. Erst im April wird die Politik beschließen, dass alle Einreisenden aus dem Ausland 14 Tage in häusliche Quarantäne müssen.

Lufthansa-Chef Carsten Spohr hält es für einen Fehler, dass Deutschland so lange für Reisende aus China offen geblieben ist. Es habe wohl damit zu tun, „dass offene Grenzen für Deutschland etwas Gutes sind. In Deutschland tun wir uns schwerer mit Abschottung“.

Die mächtigste Frau der Welt muss nach Hause

Ende März trifft er sich zum Abendessen mit RKI-Chef Lothar Wieler. Wenn Wieler irgendwo auftaucht, schauen seine Zuhörer schnell betroffen drein. Wieler ist der Mann, der sich nicht von Hoffnungen und Illusionen leiten lässt. Die Pandemie, soll Wieler zu Spohr gesagt haben, könne lange dauern. Die Lufthansa hatte drei Krisenszenarien entworfen: Die Flugzeuge bleiben drei, sechs oder zwölf Monate am Boden. Es könnte sein, dass kein Szenario drastisch genug war.

Die Welt bleibt zugesperrt, die Zukunft liegt im Dunkeln. Für die einst stolze Lufthansa, für ein eben noch vor Kraft strotzendes Land. Carsten Spohr sagt, vielen seien die wirtschaftlichen Folgen des Shutdowns noch gar nicht bewusst. „Viele sehen das möglicherweise noch als eine Art vorübergehenden Stillstand. Aber der wahre Schmerz in Form von Arbeitslosigkeit und Rezession wird in vielen Bereichen erst noch kommen.“

„Sie hat sich total erschrocken“

22. März. Das RKI zählt 18 610 Corona-Fälle in Deutschland – und 55 Tote. Die Menschen fragen sich, ob das der Anfang eines großen Sterbens ist.

In Berlin gibt Angela Merkel eine Pressekonferenz zum Shutdown und den neuen Verhaltensregeln. Bei der Erläuterung, wen man jetzt noch wo treffen darf, verspricht sie sich. Auf Nachfrage korrigiert sie später den Fehler. Er ärgert sie trotzdem. Nach der Pressekonferenz begibt sie sich mit Regierungssprecher Steffen Seibert zu ihrer Büroleiterin Beate Baumann und schimpft über sich selbst.

Plötzlich kommt Kanzleramtschef Braun in den Raum geeilt: Merkel werde dringend am Telefon verlangt. Die Kanzlerin versteht zunächst den Namen des Anrufers falsch und sagt, sie könne jetzt nicht. Braun insistiert: Am Telefon sei ihr Arzt. Merkel und Braun ziehen sich zurück, wenige Minuten später kommen sie wieder. Der Arzt hat Merkel mitgeteilt, dass er positiv getestet worden sei und sie angesteckt haben könnte. „Sie hat sich total erschrocken“, erinnert sich einer der Anwesenden. Merkel entscheidet, sich in Quarantäne zu begeben. Zwei Gäste, die auf sie warten, lässt sie sitzen. Sie gibt Braun letzte Anweisungen. Dann fährt die mächtigste Frau der Welt nach Hause und schließt sich ein.

Kaum ist Merkel weg, holt Braun eine Flasche Desinfektionsmittel und reinigt seine Türklinke.